

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle, Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Montag 21. Juni 1897.

Berliner Bureau, Berlin, W. Gendarmenstraße 3.

Das Kaiserpaar in den Rheinlanden.

Die Subsidien, welche dem Kaiserpaar bei seinem Besuch in der Rheinprovinz bereitet wurden, haben auf daselbe einen überaus wohlthätigen Eindruck gemacht.

Nachdem das Kaiserpaar sich von dem Abt Benzler verabschiedet hatte, begab es sich über Andernach, wo es von der Bürgergarde begrüßt wurde, nach Rheinwiesbaden.

einem Dinnale des allerhöchsten Herrn gelebt wurde im Gloriosaheim der hundertjährigen seiner geliebten Königs-Grenadier-Regiments, und heute fällt im alten Köln die Kälte von den wohlbekannten Hagen, die in erster Wohnung zu uns reden.

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm wird den neuesten Nachrichten zufolge Anfangs August in Petersburg eintrifft, und zwar in Begleitung der Kaiserin, des Kronprinzen und des Prinzen Ernst Friedrich.

Die Nordlandkreise des Reiches wird sich genau in demselben Rahmen abwickeln, wie die vorjährigen. Bergen, Tromsø und Narvik werden berührt werden, dagegen stand bis heute noch nicht fest, ob ein Absteiger nach Stockholm zum Besuch des Königs Oskar und der hiesigen Ausstellung gemacht werden wird.

Wie wir berichten, hat der Kaiser eine Tabelle über die englische Marine angefertigt, welche durch den Prinzen Heinrich bei seiner bevorstehenden Anwesenheit in London dem englischen Marine-Minister überreicht werden wird.

Der Londoner Korrespondent des B. V. schreibt: Die schon telegraphisch gemeldet, wurde der Prinz Heinrich nicht seiner Gemahlin, als die Equipage den Bahnhof verließ, lebhaft begrüßt.

Der Reichsfürst zu Hohenlohe ist Sonnabend Abend aus Köln wieder in Berlin eingetroffen.

Der Führer der Franzosen-Expedition, Hr. St. Werther, ist, wie wir f. S. melden, aus dem Innern auf Veranlassung des Gouverneurs, Obersten Liebert, zurückberufen worden.

Die Rede, mit welcher der Kaiser in Köln bei dem Festmahle im Gürzenich auf den Ehrnruhm des Oberbürgermeisters Weder antwortete, hat folgenden Wortlaut: Verehrter Herr Oberbürgermeister! Der heutige Tag ist ein Tag der Erinnerung weihenlichen Gedankens.

Mittheilung - Gebühren für die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.

Die halbjährliche Zeit-Gebühren vom 1. Juli bis zum 30. Juni 1897.









[Nachdruck verboten.]

## Trilby.

Roman von George du Maurier.

29) Deuſch von Marg. Jacobi.

Sie brauchten nicht lange zu bitten, denn ſchon ſtand Glorioti auf dem Podium und ſein Pianift ſaß am Klavier, ihn zu begleiten. Er hielt ein Notenblatt in der Hand, warf aber keinen Blick hinein. Statt deſſen liebäugelte er mit den ſchönen Damen und lächelte ihnen zu. Dann öffnete er die dicken, bärtigen Lippen ein wenig, feuchtete ſie mit der Zunge an, und nun ſtrömten aus ſeinem Munde die entzückendſten Töne, die jemals die Kehle von Mann, Weib oder Knaben hervorgebracht hat. Er konnte ſingen wie er wollte: tief und hoch, ſtark und leiſe. Daß er die Oberflächlichen bezauberte, verſieht ſich von ſelbſt; aber auch die ernſteſten Muſikkenner fühlten ſich gefangen, über-rumpelt, in Staunen und Begeiſterung verſetzt, erſchüttert, über-wältigt, gereizt, geneckt, gequält, bis ſie ſich verlocken ließen, alle Verſtellung aufzugeben und ſich ihrem natürlichen Entzücken zu überlaſſen.

Sebastian Bach aber (den alle wirklich großen Muſiker ſo aufrichtig verehren und dem von ſo vielen Muſik-Unverſtändigen mit Affektation gehuldigt wird) gerieth einſtweilen gänzlich in Vergessenheit. Am begeiſteteſten von Allen zeigten ſich jedoch die berühmten Künſtler, die an jenem Abend Bach geſpielt hatten. Denn ihr Geſichtskreis war weit und allumfaſſend, ihre Bewunderung aufrichtig; ſie erkannten das wirklich Schöne, in welcher Form es auch gegeben wurde.

Es war nur ein kleines einfaches Lied, das Glorioti ſang, eine leichte, wunderhübsche Melodie, die faſt ſo gut iſt wie die Worte, die ihr untergelegt ſind und die Alfred de Muſſet verfaßt hat. Ich liebe ſie ſo ſehr, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen, ſie hierher zu ſetzen, kann als hätte ich ſie eben ſelbſt gedichtet, bloß weil es mir ein förmlicher Genuß iſt, ſie niederzuſchreiben:

Bonjour, Suzon, ma fleur des bois!  
 Es-tu toujours la plus jolie?  
 Je reviens, tel que tu me vois,  
 D'un grand voyage en Italie!  
 Du paradis j'ai fait le tour —  
 J'ai fait des vers — j'ai fait l'amour . . .  
 Mais que t'importe!  
 Mais que t'importe!  
 Je passe devant ta maison:  
 Ouvre ta porte!  
 Ouvre ta porte!  
 Bonjour, Suzon!  
 „Je t'ai vue au temps des lilas,  
 Ton coeur joyeux venait d'éclorer,  
 Et tu disais: „Je ne veux pas,  
 Je ne veux pas qu'on m'aime encore.“  
 Qu'as-tu fait depuis mon départ?  
 Qui part trop tôt revient trop tard.  
 Mais que m'importe!  
 Mais que m'importe!  
 Je passe devant ta maison:

Ouvre ta porte!

Ouvre ta porte!

Bonjour, Suzon!

Als Glorioti das Lied anſang, während er es ſang und nachdem es aus war, that er Einem alle übrigen Sänger leid. Es ſang auch Niemand mehr an jenem Abend; Glorioti war müde und wollte nicht, die Andern aber hatten weder Muth noch Selbſtlofigkeit genug, um ſich nach ihm hören zu laſſen.

Vielleicht erinnern ſich einige meiner Leſer noch an dieſen wunderbaren Singvogel, der, obgleich nicht Muſiker von Beruf, ſich doch herbeiließ, für ein Honorar von hundert Guineen, die vornehme Welt in ihren Salons durch ſeine Kunſt zu entzücken. Noch ſchöner aber ſang er im Kreiſe ſeiner Freunde, um ihnen und ſich ein Vergnügen zu machen. Denn Glorioti, der größte, ſtattlichſte und vornehmſte Jude, den ich je geſehen habe — einer von den Sephardim (oder Seraphim) kam aus Spanien, wo ein jüngerer Theilhaber der berühmten Weinhandlung von Morales, Beralés, Gonzalés und Glorioti in Malaga war. Er reiſte für die eigene Firma, ſein Wein war gut und er verkaufte viel in England. Mit ſeiner Stimme erwarb er ſich jedoch weit mehr Gold in dem Monat ſeines dortigen Aufenthalts, denn es gab Weine von gleicher Güte, ja ſogar beſſere, aber eine ſolche Stimme war nirgends in der Welt zu finden.

Dem kleinen Billy war ſein Geſang zu Kopfe geſtiegen wie der feurigſte Wein, er ſprach noch Tage und Wochen lang von nichts Anderem. Auch drückte er ſeine Freude und Dankbarkeit auf ſo überſchwängliche Weiſe aus, daß der große Sänger eine förmliche Neigung für ihn faßte (beſonders da er erfuhr, dieſer ſchwärmeriſche Jüngling ſei einer der hervorragendſten engliſchen Maler). Um ihm ſeine ganz beſondere Hochachtung zu beweiſen, theilte er ihm im Vertrauen nach dem Abendeffen mit, daß in jedem Jahrhundert zwei menſchliche Nachtigallen geboren würden — nur zwei: eine männliche und eine weibliche. Er, Glorioti, ſei die männliche Nachtigall des neunzehnten Jahrhunderts.

„Das glaube ich wohl. Wer aber iſt denn die weibliche Nachtigall, die Ihre Genoffin ſein ſollte?“ fragte der kleine Billy.

„Ah, mein Freund . . . zuerſt war es die kleine Alboni, bis vor ein paar Jahren die kleine Adolina Patti erſchien, und jetzt iſt es die Svengali.“

„Die Svengali?“

„Ja, mein Lieber! Eines Tages werden Sie ſie hören — und Sie werden mir davon Wunder erzählen!“

„Sie können doch unmöglich behaupten wollen, daß ſie eine beſſere Stimme hat, als Madame Alboni?“

„Mein Freund, ein Apfel iſt eine treffliche Frucht, bis man einen Pfirſich geſchmeckt hat. Die Stimme der Alboni iſt der Apfel, die der Svengali der Pfirſich; ich verſichere es Ihnen auf mein Ehrenwort! Aber bah! die Stimme iſt Nebenſache; ihre Wirkung iſt das Unglaubliche. Es läuft dem Hörer kalt den Rücken herunter, er möchte wahnſinnig werden, die heißen

Thränen stürzen ihm aus den Augen. Ah! die Thräne! mein Liebster! Nein! Alles vermag ich, nur das nicht! Das liegt nicht in der Harfe meiner Stimme! Ich kann nur Liebesgluth entzünden! Aber die Svengali! . . . Und dann, wenn man noch ganz gerührt ist — hurrr! . . . da bringt sie Einen zum Lachen. Das köstliche Lachen! Einen Lachen lassen mit der heißen Thräne im Auge — das ist das Gewaltige! . . . Mein Freund, als ich sie hörte, gelobte ich mir, keinen Ton mehr zu fingen — es kam mir zu abgeschmackt vor. Einen ganzen Monat lang habe ich den Schwur gehalten — und Sie wissen: ich weiß, was ich will!"

"Sie sprechen gewiß von der Svengali!" sagte Signor Spartia herzutretend.

"Ja, wahrhaftig! Haben Sie sie gehört?"

"Ja, letzten Winter, in Wien," erwiderte der berühmteste Singlehrer der Welt. "Ich bin hingerissen, glauben Sie mir! Ich glaubte, ich verstünde eine Stimme auszubilden, bis ich die Schülerin des Erzschorlen Svengali hörte. — Er soll sie geheiratet haben, sagt man."

"Des Erzschorlen Svengali!" rief der kleine Billy. ". . . das ist am Ende der Svengali, den ich in Paris gekannt habe — ein berühmter Klavierpieler, mit dem ich befreundet war!"

"Jawohl, das ist er! Auch so ein toller Wüstling (mit Respekt zu sagen); sein eigentlicher Name ist Adler; seine Mutter war eine polnische Sängerin und er ist im Leipziger Konservatorium ausgebildet. Ein wunderbarer Künstler, ein Singlehrer sondergleichen — einer Frau diesen Gesang beizubringen — und solch' einer Frau! schön wie ein Engel — aber dumm wie ein Theekessel. Ich versuchte mit ihr zu reden, aber sie kann nichts sagen, als: 'jawohl' oder 'doch' oder 'nein' oder 'so!' kein Wort englisch, französisch oder italienisch. Und doch singt sie in diesen Sprachen — ganz göttlich, sage ich Ihnen. Es ist 'il bel canto', den die Welt nach hundert Jahren wieder zu hören bekommt. . ."

"Was für eine Stimme hat sie denn?" fragte der kleine Billy.

"Sie beherrscht alle Stimmungen, die eine Frauenstimme überhaupt umfaßt — drei, vier Oktaven. Und was für Töne! Menschen, die keinen Begriff von Musik haben, fangen an, vor Freude zu weinen, sobald sie nur den Mund aufthut. Alles, was Paganini mit seiner Geige ausrichten konnte, bringt sie durch ihre Stimme zu Wege. Und dieser Wohlklang! Ein wahrer Balsam!"

"Ich möchte gleich wetten, daß Sie von der Svengali sprechen," nahm jetzt Herr Kreuzer, der berühmte Komponist, das Wort. "Ein Wunder, nicht? Als ich sie im Winterpalast zu St. Petersburg hörte, geriethen die Damen alle ganz außer sich, nahmen ihre Perlen und Diamanten ab, gaben ihr den Schmuck, knieten vor ihr und küßten ihre Hände. Sie aber sagte kein Wort, sie lächelte nicht einmal. Die Männer schneuzten sich in den Ecken des Saales und besahen die Bilder an den Wänden, damit man ihre Nührung nicht merken sollte — ich selber machte es ebenso, und der Kaiser auch!"

"Sie reden wohl im Scherz?" sagte der kleine Billy.

"Mein Freund, ich scherze nie, wenn ich von Musik spreche. Wenn Sie sie erst einmal selbst gehört haben, werden Sie mir beipflichten, daß es zweierlei Klassen von Menschen giebt, welche fingen; zu der einen gehört die Svengali — zu der andern alle übrigen Sänger."

"Singt sie denn aber auch gute Musik?"

"Ich weiß nicht. Alles was sie singt, ist gut. An die Lieder denkt man nicht, nur an die Sängerin. Jeder gute Sänger, der ein schönes Lied singt, erfreut seine Zuhörer; aber ich möchte lieber eine Tonleiter von der Svengali hören, als das

schönste Lied der Welt — und wenn es mein-eigenes wäre — von jemand Anderem. So mögen die großen Italiener im letzten Jahrhundert gesungen haben. Die Kunst war verloren gegangen und ist neu entdeckt worden von ihr. Sie muß wohl gesungen haben, noch ehe sie sprechen konnte, sonst hätte sie nicht Zeit gehabt, Alles zu lernen, was sie weiß, denn sie ist noch lange nicht dreißig Jahre alt. Im Oktober singt sie in Paris, Gott sei Dank, und nach Weihnachten werden wir sie hier in Drury Lane hören. Julien zahlt ihr zehntausend Pfund."

"Wahrhaftig, das muß wohl dieselbe sein, die ich vor zwei oder drei Jahren in Warschau gehört habe," ließ sich der junge Lord Willow vernehmen. Es war beim Grafen Siloszech. Der hatte sie auf der Straße fingen hören. Ein großer, schwarz-bärtiger Kerl begleitete sie auf der Gitarre und ein kleiner Zigeuner geigte dazu. Eine schöne Frau! — das lange, blonde Haar fiel ihr fast bis zu den Knien herab — aber erzdumm! Siloszech ließ sie bei sich fingen; es war um rasend zu werden. Jeder schenkte ihr, was er hatte, Uhren, Diamantknöpfe, goldene Vorstecknadeln. Weiß der Himmel, ich hatte so etwas noch nie erlebt. Von Musik verstehe ich nichts — könnte kaum unsere Nationalhymne von Lang, lang ist's her' unterscheiden, wenn die Leute nicht aufstünden und die Hülte abnähmen. Aber es packte mich wie alle Uebrigen. Ich gab ihr ein kleines silbernes Messfläschchen, das ich eben erst für meine Frau gekauft hatte — bei Gott, das that ich, und war doch ganz jung verheiratet. Es muß wohl der besondere Klang ihrer Stimme sein, der es Einem anthut."

Der kleine Billy hörte das Alles und kam zu der Uebersetzung, daß das Leben doch noch nicht ganz freudenleer für ihn sei, da ihm die Aussicht blieb, eines Tages die Svengali zu hören. Jedenfalls wollte er sich vorher noch keine Kugel durch den Kopf fagen.

Es war schon lange nach Mitternacht. Die Baronessen, Komtessen, durchlauchtigsten Prinzessinnen (und andere Damen von geringerem Rang) fuhren in Wagen und Droschken nach Hause, und die Wirthin ging nebst ihren Töchtern zu Bett. Wer zum stärkeren Geschlecht gehörte und gern noch länger aufblieb, speiste noch einmal zu Abend, rauchte und plauderte, bis der Sonntag-Morgen über den Campden-Hügel stieg und in das Mechelen-Haus durch alle Fenster hereinschaute. Als Taffy und der Laird im Tagesgrauen heimwärts gingen, hörten sie das Gezwitscher der erwachenden Vögel und erfrischten sich in der frühen dämmernden Fröhe. Es war ihnen, als hätten sie Jahre durchlebt seit dem gestrigen Abend und die beste Londoner Gesellschaft kennen gelernt. Dann aber überlegten sie, daß sie die meisten Berühmtheiten doch nur von Weitem gesehen hatten; sie konnten sich nicht vielen Leuten vorstellen lassen, dazu reichte die Zeit nicht, und so hatten sie sich etwas fremd und unbehaglich gefühlt. Schließlich war es für sie doch nur ein mäßiges Vergnügen gewesen. Droschken gab es auch nicht; sie hatten zu enge Stiefel an und waren entsehrlich müde.

Die Saison war vorüber, die fremden Singvögel davon-geflogen, der Sommer nahte seinem Ende. Der kleine Billy hatte die 'Monduhr' in die Kunsthandlung Moses Lyon geschickt und fand es nun an der Zeit, auf etwa einen Monat nach Devonshire zu gehen, um seiner Mutter und Schwester einen Besuch zu machen. Es war ja ihr Sonnenschein, der Stolz und die Freude ihres Lebens.

So fuhr er denn an einem schönen Augustmorgen nach dem großen Westbahnhof, der mir der liebste in ganz London ist, außer denjenigen, wo man die Fahrkarten nach Frankreich löst und darüber hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine „erwerbsfähige“ Tochter.

Skizze aus dem Großstadtleben.

Von J. S. Giers.

„An Entkräftung infolge Nahrungsmangels verstorben“, so lautete der Ausspruch des Arztes, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte.

Ein paar Frauen, die wohl mehr die Neugierde, als wirkliche Theilnahme in das äußerst ärmlich, aber sauber gehaltene Dachstübchen geführt hatte, wo ein vergrämbtes, todtes Weib in einer Bettstiege — denn ein Bett konnte man das Stroblager kaum nennen — ihren letzten Athenzug gethan, brachen in das übliche Schluchzen aus. Keine von den Leidtragenden hatte sie wohl näher gekannt. . . . Neben der Todten lag ein amtliches Schreiben, drei Tage zurückdatirt. Der Arzt hob es auf; es war von der Armenverwaltung und lautete:

„Wir bedauern, in Ihrer Angelegenheit nichts thun zu können. Sie haben eine erwerbsfähige Tochter, welche Sie unterstützen muß.“

Diese wenigen, inhaltschweren Zeilen waren die Antwort auf ein wiederholtes Gesuch, welches die todtte Frau da auf dem Strohlager als letzten Rettungsantrag betrachtete. Aber wer kann auch Allen helfen, zumal wenn man noch eine „erwerbsfähige“ Tochter hat.

Nachdem der Arzt den Brief verlesen, wandelte sich das Schluchzen in ein herzloses Geschnatter.

„Das kommt davon, wenn man so hochnäsigt ist,“ meinte die eine der würdigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts.

„Uns hat sie immer über die Schulter angesehen, als wenn sie was Besseres gewesen wäre,“ ergänzte eine Andere.

„Wer arbeiten will, findet immer Arbeit. Ich suchte gerade eine Frau, die mit meinem Hundefuhrwerk des Morgens meinen Grüntram aus der Markthalle holen kann.“

„Verheirathet war sie auch? Davon wußte ja Keiner was.“

„Und was für 'ne Heirath! Der Mann sitzt im Zuchthaus!“

„Aber wo ist denn die Tochter? Ich hab' sie noch mit keinem Auge gesehen!“

Die „getreuen“ Nachbarinnen steckten die Köpfe zusammen, und das Geklatsche ging los, gerade so, als wenn sie sich ein Rendezvous beim Kaffee gegeben hätten. Von einer Pietät gegenüber der Todten fehlte jede Spur. Endlich wurde es dem Arzte zu viel, er machte der widerlichen Szene ein Ende, indem er die „mitleidigen“ Seelen hinaustrieb und, ihnen folgend, die Thür hinter sich verschloß, um die nöthigen amtlichen Meldungen zu machen.

„Eine feine Familie,“ hörte er noch eine der Damen auf der Treppe sagen und recht herzlich über das verbrauchte Schlagwort lachen.

In dem Stübchen da oben, im vierten Stock, aber war es jetzt still und einsam. Nur hin und wieder trug der Schall vom Hofe lustige Weisen hinauf, die ein Leierkastenmann seinem gebrechlichen Instrumente entlockte. Cassenhauer waren es, das Todtenlied der armen Frau. Ein mitleidiger Sonnenstrahl drang durch das geöffnete Fenster, er übergoß das Haupt der Entschlummerten mit mildem Lichte. Ihr Antlitz trug noch schwache Spuren einstiger Schönheit, wenn es auch Kummer, Sorge und Entbehrungen mit eisernem Griffel durchfurcht hatten. Glanzlos starrten die Augen in's Leere, keine liebende Hand hatte sie geschlossen. . . . Wo war die Tochter? . . . Die Wangen der Todten waren eingefallen, die schmalen Hände skelettartig zusammengeschrumpft . . . der Hunger hatte hier sein schreckvolles Werk beendet!

Welche Schule der Leiden mußte diese Frau durchwandert haben, bis es soweit kam!

Ihr Schicksal unterschied sich im Wesentlichen nicht von jenen Existenzen, wie sie jede Großstadt aufzuweisen hat. Nur im ganzen Zusammenhange bildete das Leben der Unglücklichen eine Ausnahme.

Die Tochter einer vermögenden Familie, zwang man sie, aus Geschäftsinteresse einem Manne ihre Hand zu reichen, für welchen sie nichts empfand. Dieser gab sich auch keine Mühe, ihre Liebe zu erringen. Er suchte sich seine Zerstreuungen anderswo. Eine Tochter entsproß dieser Ehe. Nach mehreren Jahren trat plötzlich eine Katastrophe ein. Der Mann hatte, nachdem er sein und seiner Gattin Vermögen verschleudert, für eine hohe Summe Wechsel gefälscht. Man steckte ihn auf eine Reihe von

Jahren in's Zuchthaus. Giltlos stand nun die Frau mit ihrer Tochter, die inzwischen siebenzehn Jahre alt geworden war, in der Welt. Die Eltern waren verstorben, sie hatten nichts hinterlassen, und die guten Freunde verstorben wie Spreu vor dem Winde. Trug sie doch das Merkmal eines Verbrechens mit sich einher, an welchem sie völlig schuldlos war. Aber die Menschen leben eben an Vorurtheilen. Eine Zeit lang half sich die Unglückliche durch den Erlös der verkauften Möbelstücke, dann kam das Verharm an die Reihe.

Inzwischen bemühte sich die Aermste rastlos um eine Beschäftigung, um sich und ihre Tochter, an der sie mit aller Zärtlichkeit hing, vor direktem Mangel zu schützen. Sie suchte täglich den Arbeitsmarkt, sie lief vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um irgend eine Stelle zu erhalten, und wenn sie wirklich eine solche gefunden, so schickte man sie nach kurzer Zeit wieder fort; was sollte man auch mit einer kränklichen und schwächlichen Frau, die arbeiten nie gelernt hatte.

Und die Tochter? Sie dämmerte so hin und verhielt sich völlig apathisch. Wohl hatte sie für die arme Mutter mitunter ein kühles Wort des Dankes, wenn sie sah, wie sehr sich diese mühte. Aber ihr ganzer Jammer galt dem verlorenen Wohlleben. Verhättniß von der Mutter, hatte man nie davon nachgedacht, sie Dinge lernen zu lassen, welche man im praktischen Leben verwenden konnte. Ihre ganze Erziehung gipfelte in Klavierspiel und Romanlektüre.

Eines Abends kehrte die arme Frau von einem ergebnislosen Rundgange nach Arbeit heim.

Ihr Kind war fort . . .

Auf dem Tische lag ein Brief.

„Ich kann dies qualvolle Leben nicht mehr ertragen. Ich werfe es von mir. Hier muß ich verkrümmern, zu Grunde gehen. Ich suche mir eine Existenz. Lebe wohl, gute Mutter.“

Deine Anna.“

„Verloren! Mein Kind . . . allein!“ Die Aermste brach zusammen. Eine lange Krankheit erschöpfte ihre geringen Kräfte völlig. Nach vielen Wochen entließ man sie aus dem Krankenhaus . . . sie war eine Greisin geworden. Verlassen stand sie nun in der weiten Welt.

Der Selbsterhaltungstrieb gebot ihr, sich eine Arbeitsstelle zu suchen. Allein überall mußte sie die Worte hören:

„Sie haben ja eine erwerbsfähige Tochter!“

Die unglückliche Mutter hatte, vielleicht aus Schamgefühl, und weil ihr eine dunkle Ahnung sagte, auf welchem Wege ihre Tochter eine Existenz suchte, verbreitet, sie sei Gouvernante in einem vornehmen Hause, wo, wisse sie nicht.

Das Letzte, was sie unternahm, war jene Eingabe an die Armenverwaltung. Inzwischen schleppte sie ihren siechen Körper durch das Straßengewirre und suchte um Arbeit von Haus zu Haus. Eine alte gebrechliche Frau wollte Keiner. Wieder war es ein solcher Weg, den sie unternahm, als ein eleganter Landauer daherkam.

Im Fond saß neben einem älteren Herrn eine junge, nach dem neuesten Modejournal gekleidete Dame.

„Mein Kind, mein Kind!“ prekte es sich da mit marktschätternem Schrei aus der kranken Brust des armen Weibes. Der Schrei verhallte, der Wagen rollte weiter . . .

Eine Anzahl Menschen sammelte sich um die Ohnmächtige; ein mitleidiger Schutzmantel hob sie auf. Sie wurde nach Hause gebracht; zwei Tage später war die Frau todt.

Eine Stunde darauf, nachdem der Arzt seinen erschütternden Ausspruch abgegeben, erkundigte sich der Gelddienstträger nach der Frau oben im Dachstübchen. Er hatte ihr eine größere Summe abzuliefern, deren Abhänderin ein Fräulein Anna F. war.

„Adressatin verstorben,“ notirte der Gelddiener.

## Allerlei.

Der Einfluß der Nahrungsmittel auf das Gemüth. Ein englischer Physiologe hat Entdeckungen ganz sonderbarer Art gemacht. In einer kürzlich erschienenen Brotschüre verbreitet er sich über die Beziehungen zwischen Nahrungsmittel und Gemüthsstimmungen und kommt schließlich zu den folgenden höchst eigenartigen Resultaten. Jedes Nahrungsmittel hat in seiner Art eine ganz bestimmte Wirkung auf das Gemüth. So würde ein Mann, der längere Zeit hindurch nichts Anderes als Rindfleisch zu sich nähme, ungemein energiegeladig, ja tollkühn werden — das heißt, wenn er es nicht schon vor-

her war. Seht er den Genuß ununterbrochen fort, dann wird er zuletzt, und wäre er früher der sanftmüthigste Charakter gewesen, jähzornig und wild wie ein wüthender Stier — kein Mensch könnte es mehr mit ihm aushalten. Selbsterständlich würde dieser Zustand endlich in tobenden Wahnsinn ausarten. — Die Wirkung einer nur aus Schweinefleisch bestehenden Nahrung wäre nach einigen Wochen eine Art trübeligen Hinbrütens, dem sich ein Gefühl allgemeinen Gels beigesellt. Es ist ein Zustand, der schließlich zu tiefer Melancholie und Selbstmord führen soll. — Bei beständigem Genuß von Hammelfleisch würde der Mensch verdummen, während das Fleisch ganz junger Kälber den Körper verweichlichen und das Temperament milde und heiter gestalten soll. Ein junges Mädchen, das nur von Milch, Eiern und zartestem Kalbfleisch leben würde, bekäme die schönste, weichste und weißeste Haut. Gute, unverfälschte Milch hat überhaupt keinen schlechten Einfluß, weder auf den Körper noch auf das Gemüth des Menschen. Die fetthaltige Milch der Schafe soll sogar in gewissem Maße heiter stimmen, während der Genuß großer Quantitäten Butter beruhigend wirkt und, wenn zu lange fortgesetzt, ein Gefühl namenloser Ermüdung hervorruft. Von strengem Käse behauptet der kluge Engländer, daß er von guter Wirkung auf eine zu rege Hirnthätigkeit ist, im Uebermaß aber ein ähnliches Erdselulat erzielt wie Schweinefleisch. Eine meist aus Eiern getammelte Nahrung kräftigt die Muskeln bedeutend und soll auch anregend auf den Verstand wirken; um aber das Gedächtniß zu schärfen und bis in's späteste Alter zu erhalten, soll ein tägliches Quantum von kräftigem Senf ein ganz vorzügliches Mittel sein. Würde der Mensch weiter nichts genießen als Fische, so könnte er bald mit den stumpsinnigsten, trägsten aller Kreaturen, den Bewohnern des nördlichsten Theils von Sibirien, die fast nur von Fischen leben, in Konjunktur treten. Ausschließlicher Genuß von Kartoffeln erzeugt ein Gefühl geistiger und körperlicher Ermattung, sowie unbeschreibliche Langeweile. Auch mit der Wirkung der Pflanzennahrung ist der englische Physiologe nicht ganz einverstanden. So gesund die verschiedenen Gemüthe in Verbindung mit anderen Lebensmitteln auch in Wahrheit sind, für so schlimm bezeichnet der Engländer den geistigen und körperlichen Zustand eines Menschen, dessen Nahrung ausschließlich aus Pflanzenstoffen besteht. Das bleiche Gesicht, die schlaffe Haltung des mageren, kraftlosen Körpers, die glanzlosen Augen, selbst das stumpfe Haar — so zeichnet er den Vegetarier — sind die äußeren Merkmale eines vegetarisch lebenden Individuums, gar nicht zu reden von der trägen, allerdings sehr gefesteten, sanften Gemüthsart und der geringen Produktivität seines Geistes. — Häufiger Genuß von Früchten jeder Art ist nur vorthelhaft. Gutes Obst regt stets die geistigen Fähigkeiten eines Menschen an, wie es mäßig genossene Spirituosen thun würden, ohne die Reaktion, die Alkohol zur Folge hat.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisreden nach Auswahl vorbehalten.

— Ein Fortschritt der Krankenpflege auf dem Lande. Unter dem Namen „Margarethenpende“ ist in der innerhalb des früheren Herzogthums Schleswig gelegenen Landschaft Angeln vor einigen Jahren von einem schlichten Landmann ein schönes Werk barmherziger Nächstenliebe ins Leben gerufen worden, über dessen Entwicklung P. Chr. Hansen in der „Gartenlaube“ berichtet. Jener Landmann hat eine einzige Tochter gehabt, die nach langem, schmerzlichen Leiden in Danos an der Lungenwindfucht starb. Der Vater pflegte sie dort selbst und beobachtete hierbei, in welcher Weise Leidenden mittels allerlei Hilfsmitteln das Schmerzenslager erleichtert werden könne. Es kam ihm dabei zu Bewußtsein, wie mangelhaft es noch vielfach auf dem Lande, wo man zum Arzt, Apotheker und Krankenhaus meist weite Wege hat, um die Krankenpflege und Alles, was damit zusammenhängt, bestellt ist. Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen, entschloß er sich, mit allen Kräften dahin zu streben, daß jeder Gemeinde seiner engeren Heimath alle zur Krankenpflege nöthigen und nützlichen Gegenstände kostenlos zur Verfügung gestellt würden. Er setzte sich mit Ärzten, Krankenhäusern und Fabriken von Apparaten zur Krankenpflege in Verbindung und ließ sich diejenigen Gebrauchsgegenstände nennen, welche in der Krankenstube unentbehrlich erscheinen. Er schaffte alsdann die Gegenstände an, ordnete sie zweckmäßig in einem zu diesem Zwecke verfertigten Schrank ein und stellte diesen in seinem Hause auf, indem er den Inhalt zum leihweisen Gebrauch für Jedermann in seiner Gemeinde bestimmte. Zum Andenken an die ihm durch den Tod im blühenden Alter entzogene Tochter nannte er seine wohlthätige Stiftung „Margarethenpende“. Das war der Anfang seines Werkes, das nicht auf die eine eigene Gemeinde des Stifters beschränkt blieb, sondern sehr bald in die nähere und weitere Nachbarschaft hinausgetragen wurde. Von den Kirchengemeinden Angelns sind gegenwärtig bereits vierzehn im Besitze einer „Margarethenpende“ und in allernächster Zeit wird dieselbe abermals sechzehn Gemeinden zu theil werden. Wenn man werden mit Ausnahme weiter später zu berücksichtigender Stadtgemeinden sämtliche Gemeinden der erwähnten Landschaft mit dieser Einrichtung ausgestattet sein. Alle Kosten trägt in uneigennützigster Weise der Spender. Die

Gemeinden verpflichten sich nur, die Spende zu unterhalten und durch Gebrauch etwa schadhaft Gewordenes zu ergänzen. Die Gegenstände der Spende sind nach und nach immer zahlreicher geworden; wir nennen hier: Luftkissen, Waffentischen, Irrigatoren, Stiechdecken, Thermometer, Spüdnäpfe und Becher, Wärmtaschen, Inhalationsapparate, Gießbeutel, Ohrenspritzen, Duschschalen u. s.; selbst die Klingel für den Tisch vor dem Krankenbett fehlt nicht. Auch werden jeder Spende zwei Badematten, eine große und eine kleine, beigegeben. Die Verwaltung der Spende liegt gewöhnlich in der Hand der Kirchenvorstände, die Spende selbst ist meist im Pastoralhause aufgestellt. In einigen Fällen haben sich auch Vereine gebildet, denen die Spende überwiesen wurde. Die Anwendung der Gegenstände geschieht zumeist auf Anordnung der Aerzte. Wir möchten den Namen des edlen Mannes, der sich vorzugsweise dem minder bemittelten Theile seiner Mitmenschen gegenüber so verdient gemacht, trotz aller Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, hier nicht unterdrücken: es ist Herr Johannes Jacobien, geboren in Möllmark bei Strup, später Gutsbesitzer in Sautrup, jetzt Rentner in Nordbrarup. Jacobien ist noch immer der Mittelpunkt des ganzen Werkes; unablässig mit rührendem Eifer ist er bemüht, dasselbe stetig zu vervollkommen. Ist die Idee der „Margarethenpende“, schließt der Bericht der „Gartenlaube“, nicht eine solche, welche in jeder Gemeinde unseres Vaterlandes in der einen oder anderen Weise Verwirklichung finden sollte? Wir wenden uns an Behörden wie an Private, um sie zu ähnlichem Wirken zu veranlassen. In erster Linie richtet sich unsere Aufforderung an gemeinnützig denkende und schaffensbereite Männer und Frauen! Männer und Frauen sagen wir: es will uns bedünken, als ob hier eine herrliche Aufgabe vorläge, der sich vor Allen unsere Frauen, einzeln oder in Vereinen, mit freudigem Eifer widmen sollten.

— Wie glänzend unsere Feldpost ihre Aufgabe im Jahre 1870/71 gelöst hat, ist bekannt; von den ungeheuren Schwierigkeiten bingegen, welche für sie in einem zukünftigen Kriege zu überwinden sein werden, kann sich der Laie kaum eine Vorstellung machen. Es wird daher von Vielen mit Dank aufgenommen werden, daß die bekannte Familienzeitschrift „Illustrirte Chronik der Zeit“ diesen Schwierigkeiten eine eingehende Betrachtung aus der Feder von A. D. Kaufmann widmet, der wir Nachstehendes entnehmen. Natürlich hat die Post ebenfalls schon für den Fall eines Feldzugs ihren Mobilmachungsplan aufgestellt, der indessen Geheimniß ist, und Einzelheiten daraus können daher nicht mitgetheilt werden. Nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls stehen der Feldpost vierzehn Tage zur Verfügung, wahrscheinlich würde sie aber schon bedeutend früher auf dem Kriegsschauplatz erscheinen können. Die Hauptarbeit wird sie in den ersten Tagen des Feldzugs zu leisten haben, solange sich der Aufmarsch der Truppen vollzieht, deren Standorte aus strategischen Rücksichten theilweise sogar vor der Feldpost geheim gehalten werden müssen. Wie sich ihre Thätigkeit nach Beginn der Feindseligkeiten entwickeln wird, das hängt selbstredend davon ab, ob die Armee siegreich ist oder nicht. In ersterem Falle werden sich die Verhältnisse zunächst immer schwieriger für sie gestalten, da sie sich mehr und mehr von den Friedenspostanstalten im eigenen Lande entfernt, und mit dem Vordringen in Feindeslande wächst zugleich auch die Gefahr für die Beamten der Feldpost. Es ist hochinteressant, den Betrieb der Feldpost im Kriege weiter zu verfolgen, und wir empfehlen deshalb unsern Lesern den sehr anschaulich geschriebenen Artikel der „Illustrirten Chronik der Zeit“ angelegentlich zur Lectüre.

— Zum sechzigjährigen Herrscher-Jubiläum der Königin Victoria von England bringt die „Illustrirte Zeitung“ vom 17. Juni, die vorlegte und eine der interessantesten Nummern des 108. Bandes dieser Zeitschrift, ein großes Portrait dieser Monarchin, mehrere interessante Bildnisse der Königin aus ihrer Jugend, Ansichten ihrer Lieblings-Residenzen Balmoral-Castle, Osborne-House und Windsor, sowie den seltener aufgefundenen Buckingham-Palace in der Reichshauptstadt. — Die Luftschiff-Katastrophe auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin am 12. Juni ist mit Abbildung von Dr. Wolferts lenkbarem Luftschiff und der Skizze eines Augenzeugen bedacht, die den Moment der Explosion darstellt. — In der ganzen Reihe der Leipziger Monumentalbauten der letzten zwanzig Jahre nimmt der Um- und Neubau der Universitätsbibliothek einen hervorragenden Platz ein; Ansichten der Fagade am Augustusplatz, der Wandelhalle und des Paulinerhofs beweisen, wie glücklich die schon oft bewährte Künstlerhand des Bauraths Arwed Hübner diese große und zum Theil schwierige Aufgabe gelöst hat; ein Holzschnitt nach einem Gemälde der vortrefflichen Bildnißmalerin Wilma Barlagh bringt uns auch die Persönlichkeit des erprobten Architekten nahe. — Anmuthende Originalzeichnungen W. Ganses halten festende Typen und Gruppen aus dem glänzenden Wiener Radfahrer-Blumenorso vom 26. Mai fest. — Charlotte Wolter, drei Jahrzehnte Stolz und Hiebe der deutschen Musterbühne zu Wien, ist am 14. Juni in ihrer Villa zu Piesing entschlafen; ein Holzschnitt nach Hans Wafarths bekanntem Gemälde und mehrere andere Bildnisse rufen die größte zeitgenössische Tragödin der deutschen Bühne in einigen ihrer Glanzrollen in das Gedächtniß zurück. — Das am 2. Mai im Eichenhain bei Devano enthüllte Scheffel-Denkmal hält das Andenken an den Dichter des „Eckhard“ und des „Trompeter“ an einer Stätte wach, die ein beliebtes Wallfahrtsziel deutscher Künstler auf ihrer Romreise zu sein pflegt.